



4. Jg., Nr. 2  
Oktober 2013

## **Rezension:**

**Nicola Bunte**

*Universität Bremen*

**Kerstin Wilke. Bushido oder Bunt sind schon die Wälder?!  
Musikpräferenzen von Kindern in der Grundschule. (2012).** Münster: Lit.  
ISBN 978-3-643-11886-8; € 29,90.

## **Einleitung**

Die Musikpädagogin Kerstin Wilke hat sich in ihrem Dissertationsprojekt der Erhebung und Erklärung musikalischer Vorlieben von Kindern im Grundschulalter gewidmet und damit einem Feld, das, wie sie selbst konstatiert, bisher weitgehend durch die Frage nach der sogenannten „Offenohrigkeit“ von Kindern im Sinne Hargreaves (1982) dominiert wurde. Nicht zuletzt das eigens dieser Thematik gewidmete Symposium auf der Tagung der Deutschen Gesellschaft für Musikpsychologie 2012, aus dem ein Sonderband des Jahrbuchs Musikpsychologie hervorgehen wird, zeigt, dass das Konzept der Offenohrigkeit und die Frage nach ihrem Verschwinden im Grundschulalter bis zum aktuellen Zeitpunkt mit großem Engagement beforscht und diskutiert wird.

In ihrem Ansatz möchte Wilke jedoch die in der Offenohrigkeitsdebatte angelegte Forscher- und Erwachsenenperspektive auf Musikpräferenzen von Grundschulkindern bewusst nicht einnehmen. Statt die Unterscheidung von konventionellen und unkonventionellen Musikstilen aus Erwachsenensicht und deren Bewertung durch Kinder zu fokussieren, sucht Wilke mithilfe qualitativer und quantitativer empirischer Methoden musikalische Vorlieben aus der Kinderperspektive zu erforschen.

Die vorliegende Buchbesprechung setzt sich sehr ausführlich mit Wilkes Forschungsarbeit auseinander. Für den eiligen Leser gibt es deshalb zusätzlich einen Kurzüberblick. Abschließende Gedanken zum Buch sind für beide Lesarten im Fazit zusammengefasst.

## **Kurzüberblick**

Die Promotionsschrift beginnt mit einem eher knappen Überblick zum Forschungsstand musikalischer Präferenzen im Kindes- und Jugendalter. Die darauf folgenden Überlegungen zur musikalischen Kinderkultur sowie das Einbeziehen des Forschungsstandes der benachbarten Disziplinen Entwicklungspsychologie und Mediensoziologie liefern indes wertvolle Ansätze für eine Neuausrichtung musikalischer Präferenzforschung im mittleren und späten Kindesalter, weg von der bisher angenommenen Elternorientierung von Grundschulkindern. Wilke wirft daraus resultierend die Frage auf, ob es – entgegen bisheriger Annahmen – bereits in der Grundschule eine „eigenständige kindliche Musikkultur“ (Wilke, 2012, S. 25) gibt und ob für Kinder schon in dieser Alterspanne ein Musikgeschmack angenommen werden kann, der elternunabhängig und relativ stabil ist. Ohne dies in ihren Überlegungen zur „inhaltlichen und terminologischen Differenzierung des Präferenzbegriffs“ zu explizieren, was nahegelegen hätte, scheint Wilke somit der Unterscheidung in kurzfristige, situationsabhängige Präferenzen und langfristigeren, stabileren Musikgeschmack (vgl. Gembris, 2005, S. 280) zu folgen. In ihrer eigenen Untersuchung fokussiert Wilke die Erforschung musikalischer Vorlieben, die sie als zweite Bedeutungsebene des Präferenzbegriffs versteht. Neben dem Verständnis von Präferenz im Sinne des Vorziehens einer von mehreren Alternativen (Schulten, 1990) sieht sie Vorlieben durch eine Rangfolge, emotionales Erleben (Schulten, 1990) und persönliches Gefallen (Dimension des Ich-Urteils nach Behne, 1990) charakterisiert.

In einem komplexen Forschungsdesign, das die längsschnittliche Erhebung von Lieblingsliedern, die Analyse von Titelseiten der Jugendzeitschrift Bravo, die querschnittliche Erhebung klingender Präferenzen sowie eine Phase der Feldforschung beinhaltet, gelingt es Wilke nicht nur durch die Kategorisierung der Lieblingslieder nach Identifikationsfiguren (z.B. „Rapper“ und „Barbie“), den Zusammenhang dieser mit Geschlecht und Migrationshintergrund der Kinder statistisch nachzuweisen. Ebenso wird das Forschungsziel der Formulierung einer gegenstandsbezogenen Theorie (Glaser & Strauß, 2010 [1967]) erreicht, die die starke Präferenz von Jungen mit Migrationshintergrund für das Genre Gangsta Rap – insbesondere durch dessen Potential zur Auseinandersetzung mit (Geschlechts)identität – zu erklären vermag, und nach Wilke vermutlich auch auf andere Genres mit ähnlichem Identifikationspotential abstrahierbar ist. Besonders durch ihre qualitative Feldstudie, in der die Autorin es schafft auf eindrucksvolle Weise tief in die musikalische Welt der Kinder einzutauchen, kann eine Funktionalisierung von Musikpräferenzen zur Identitätsarbeit und – wie sie weitergehend interpretiert – zur Bearbeitung von Entwicklungsaufgaben, zur Inszenierung von Männlichkeit sowie zur Abgrenzung von Mädchen, jüngeren Kindern und den Eltern festgestellt werden. Hierin wird die autonome Auseinandersetzung der Kinder mit einer „globalen Jugendkultur“ sowie die spielerische und noch brüchige Aneignung einer über die Musik hinausweisenden „kulturellen Praxis“ sichtbar (vgl. Wilke, 2012, S. 214).

## Ausführliche Buchbesprechung

Das Buch „Bushido oder Bunt sind schon die Wälder?! Musikpräferenzen von Kindern in der Grundschule“ gliedert sich nach einer kurzen Einleitung in drei Hauptteile. Teil A ist der Darstellung des Forschungsstandes und dem daraus entwickelten Desiderat sowie einem Überblick des Designs der empirischen Forschungsarbeit gewidmet. In Hauptteil B wird die abermals dreigeteilte empirische Studie vorgestellt und stellenweise bereits diskutiert. Eine ausführlichere Diskussion der Ergebnisse und Interpretationsangebote für die Studienergebnisse werden in Teil C mit Hilfe von Erkenntnissen aus der Entwicklungspsychologie und Mediensoziologie sowie der Soziologie und Geschlechterforschung dargelegt. Ein abschließendes Resümee der Forschungsarbeit sowie einen Ausblick wird der Leser vergebens suchen.

### Teil A

Die Darlegung des Forschungsstandes beginnt mit einem eher knappen, auf das Forschungsinteresse zugeschnittenen Überblick zum Bereich der musikalischen Präferenzforschung (Kapitel 1). Die Autorin stellt abschließend zur Forschungslage im Grundschulalter (Kapitel 1.1) fest, dass trotz der zu vermutenden Bekanntheit von Popmusik bei Grundschulkindern die „musikpädagogische Präferenzforschung für das Kindesalter musikkulturelle, musiksoziologische und medienpädagogische Dimensionen derzeit völlig außer Acht [lässt], diese werden erst für das Jugendalter in Betracht gezogen“ (Wilke, 2012, S. 20). Die folgende Auswahl an Forschungsergebnissen zur Jugendzeit (Kapitel 1.2) legt Schwerpunkte auf die Phasen der Präferenzentwicklung nach Rainer Dollase (1997), die Betrachtung der Zusammenhänge zwischen Identitätsentwicklung und Musikpräferenz sowie zwischen Geschlecht und Musikpräferenz und auf die Bedeutung der Elternabgrenzung für die Musikpräferenzentwicklung. Die Ergebnisse der Untersuchung von Troué und Bruhn (2000) sowie auch die umfangreichen Arbeiten von Klaus-Ernst Behne zur Entwicklung von Musikpräferenz und Musikerleben im Jugendalter (1990, 2009) finden an dieser Stelle des Buches keine Erwähnung.

In „Wissenschaftliche(n) Randnotizen zu musikalischer Kinderkultur“ (Kapitel 1.3) stellt Wilke die Ergebnisse der wenigen ausfindig gemachten Untersuchungen vor, in denen Grundschulkindern nach ihrer Lieblingsmusik gefragt wurden. Die große Anzahl von Popmusiknennungen, die diese belegen, veranlasst die Autorin zur Frage, ob es – konträr zur bisher herrschenden Meinung – „doch eine eigenständige *kindliche Musikkultur* oder gar einen elternunabhängigen kindlichen Musikgeschmack“ (Wilke, 2012, S. 25, Hervorhebungen im Original) mit einer relativen Stabilität gibt. Im darauf folgenden Kapitel beleuchtet Wilke diese Frage nach der Autonomie des Individuums im Umgang mit Musik und Musikpräferenzen, die – wie sich im Fortgang der Argumentation zeigen wird – eine zentrale These Wilkes bildet. Hierzu wird das Konzept der musikalischen Selbstsozialisation von Renate Müller

(1994) in seinen Wurzeln und auf mögliche Schwächen hin beleuchtet und diskutiert. Am Ende steht dabei die Frage, warum Müller ausschließlich Jugendliche in den Blick nimmt und „die Kindheit als sozialisationstheoretisch und entwicklungspsychologisch wichtige Phase [...] komplett ausblendet.“ (Wilke, 2012, S. 31).

Abschließend wird zum Stand der musikalischen Präferenzforschung eine „inhaltliche und terminologische Differenzierung des Präferenzbegriffs“ (Kapitel 1.5) vorgenommen, die bereits zu Beginn des ersten Kapitels hilfreich gewesen wäre und neben wichtigen Überlegungen auch Schwachstellen aufweist. In ihrer eigenen Untersuchung fokussiert Wilke die Erforschung musikalischer Vorlieben, die sie neben dem Verständnis von Präferenz als Vorziehen einer von mehreren Alternativen im Sinne Schultens (1990) als zweite – in der aktuellen musikpädagogischen und -soziologischen Präferenzforschung ihrer Ansicht nach nicht berücksichtigte – Bedeutungsebene des Präferenzbegriffs vorstellt. Zur Diskussion des Begriffs „Vorliebe“ bezieht sich Wilke auf Schulten (1990), die damit eine Rangfolge sowie emotionale Aspekte subjektiven Empfindens betone (vgl. Wilke, 2012, S. 33), sowie auf die Dimension des Ich-Urteils im Sinne des persönlichen Gefallens nach Behne (1990). Wilkes Setzung, das Ich-Urteil bilde eine vom Sach-Urteil (Behne, 1990) „völlig unabhängige Kategorie“ (Wilke, 2012, S. 35), auf die sie auch in der späteren Diskussion und Interpretation der Ergebnisse in Teil C des Buches aufbaut, sollte meiner Einschätzung nach weiterhin als empirische Frage behandelt und als solche kenntlich gemacht werden. Behne selbst schreibt, die „Urteilsdimensionen sind in der Realität i.A. nicht unabhängig“ (Behne, 1990, S. 15) und stellt dies als Schwäche seines dreidimensionalen Modells heraus, auf das sich Wilke beruft. Eine Differenzierung in kurzfristige, situationsabhängige Präferenzen und langfristigeren und stabileren Geschmack (vgl. Gembris, 2005, S. 280) findet in diesem Kapitel nicht statt, scheint jedoch ihrer Frage nach einem stabilen Musikgeschmack bei Kindern zugrunde zu liegen (s.o.). Wichtig und richtungsweisend für ihre eigene Forschungsarbeit sowie für die Präferenzforschung und die Musikpädagogik scheint mir jedoch Wilkes Hinweis darauf, die normative Setzung zu überwinden, die der Forderung nach einem längeren Erhalt von „Offenohrigkeit“ (z.B. durch vertieften Musik- oder Instrumentalunterricht in der Grundschule) zugrunde liegt. Dies könnte aus meiner Sicht Raum schaffen für Forschungen zur entwicklungspsychologischen Bedeutung, die einer Ausdifferenzierung musikalischer Präferenzen möglicherweise zukommt. Die Autorin selbst stellt das Herausbilden musikalischer Vorlieben zur Bearbeitung von Entwicklungsaufgaben bereits an dieser Stelle der Arbeit als „erstrebenswert“ und nicht zunächst als Forschungsfeld dar (vgl. Wilke, 2012, S. 35).

Bevor Forschungsfragen und -design vorgestellt werden, widmet sich Kapitel 2 der „Elternorientierung in der mittleren Kindheit aus Sicht benachbarter Disziplinen“. Hier argumentiert Wilke unter Rückgriff auf Forschungsergebnisse aus Entwicklungspsychologie und Mediensoziologie für eine möglicherweise bereits im Grundschulalter zunehmend elternunabhängige kindliche Musikkultur. Obwohl die entwicklungspsychologische Perspektive in ihren Bezügen (Rendtorff, 2003; Böhnisch 2004; Schultheis und Fuhr, 2006) bereits stark

auf die in der Diskussion der Forschungsergebnisse zentral werdende Geschlechterforschung ausgerichtet ist, schlägt Wilke wertvolle Brücken zu beiden benachbarten Disziplinen, die auf dem Gebiet der kindlichen Musikpräferenzentwicklung nicht unbeachtet bleiben sollten. Wilkes Forschungsvorhaben, kindliche Musikpräferenzen aus Kinderperspektive und die Kinder als autonome Akteure zu begreifen, wird hierdurch unterstrichen.

In das Zentrum ihrer eigenen empirischen Studie stellt Wilke die Erforschung der musikalischen Vorlieben von Grundschulkindern und will dabei beantworten, ob Grundschulkindern Lieblingslieder haben und wenn ja, welche Musikstücke aus dem großen medialen Angebot ausgewählt werden, ob Grundschulkindern bereits ein Musikgeschmack ausgebildet haben, ob es eine kindliche Musik- und Medienkultur gibt und wie Kinder mit ihrer Lieblingsmusik umgehen (vgl. Wilke, 2012, S. 42). Sie betont in Abgrenzung zur Offenohrigkeitsforschung: „Es geht nicht darum, zu erforschen, wie offen und tolerant sich Kinder zu bestimmten ihnen zur Wahl gestellten Musikstücken zeigen. Vielmehr geht es darum, die Musikpräferenzen von Grundschulkindern zu erheben und einen Einblick in die [vermutete, NB] kindliche Musik- und Medienkultur zu gewinnen“ (Wilke, 2012, S. 42). Die empirische Studie folgt deshalb einem explorativen Vorgehen, das zum einen längsschnittlich ausgerichtet ist und zum anderen sowohl qualitative als auch quantitative Methoden zusammenführt. Im Sinne der Grounded Theory Methodik (Glaser & Strauß, 2010 [1967]) ist das Vorhaben auf die Entwicklung einer gegenstandsbezogenen Theorie ausgerichtet.

## Teil B

Im zweiten Teil des Buches stellt Wilke ihre empirischen Studien vor, die in drei aufeinander folgenden Phasen durchgeführt wurden (Exploration, Explikation und Abstraktion). In der Explorationsphase werden zu drei Messzeitpunkten von Anfang der dritten bis Ende der vierten Klasse (in den Jahren 2005 bis 2007) die verbalen Präferenzen von etwa 800 (variiert je nach Erhebungszeitpunkt) Grundschulkindern im Längsschnitt durch die offene Frage „Wie heißen deine Lieblingslieder von zu Hause oder aus der Schule?“ erhoben. Hier wurde der überwiegende Teil der Nennungen der Kategorie „Medial vermittelt“ in Abgrenzung zum „Klassenrepertoire“ zugeordnet, woraus ein hoher Stellenwert medial vermittelter Musik geschlussfolgert wurde, die zudem „mehrheitlich aus dem Bereich der Popmusik stammt“ (Wilke, 2012, S. 95). Hier bleibt unklar, warum Lieder von Interpreten wie beispielsweise *Queen* oder *Michael Jackson*, die möglicherweise eher durch die Eltern denn durch die Medien „vermittelt“ sind, als medial vermittelt kategorisiert werden.

Beim Aufstellen einer Rangfolge von Lieblingsinterpreten fällt auf, dass der Rapper *50Cent* sowohl zu Beginn als auch zum Ende der dritten Klasse bei den Kindern am beliebtesten war. Danach folgen in den Top 5 zu allen drei Erhebungszeitpunkten Bands und Interpreten, deren Beliebtheit in Zusammenhang mit ihrer medialen Präsenz zu stehen scheint. Dies stützt Wilke anhand der Analyse von Cover-Blättern der Jugendzeitschrift *Bravo* für den zweiten Erhebungszeitpunkt im Jahr 2006, sowie durch Nennungen von „WM-

Liedern“ und der Nationalhymne im Jahr der Fußball-Weltmeisterschaft in Deutschland. Eine Ausnahme bildet jedoch die hohe Beliebtheit des Rappers *50Cent*, die nicht „durch seine Präsenz in den Massenmedien“ (ebd. S. 71) erklärt werden könne. Die Verallgemeinerung von einer Bravo-Cover-Analyse und der Beliebtheit von „WM-Liedern“ auf „die Massenmedien“ scheint fraglich. Zur Erklärung der Beliebtheit von *50Cent* vermutet Wilke ein hohes Interesse der Kinder an der Medienfigur, die „als Folie zur Auseinandersetzung mit Geschlechterrollen“ (Wilke, 2012, S. 71) dienen kann. In der Folge dieser Erkenntnis bildet Wilke aus den Präferenzen der Kinder neue Kategorien, „um damit bestimmte Interpreten, die einander in ihrem identitätsbildenden Angebot ähnlich sind, zusammenzufassen“ (ebd. S. 72), wobei „musikalische Stile“ weitgehend eine untergeordnete Rolle spielen sollen. Durch sukzessive Zusammenfassung der Nennungen unter obigem Kriterium bilden sich Typen heraus. Die am häufigsten vorkommenden im Erhebungszeitraum 2005-2007 sind „Der Rapper“, „Kinder-Dancefloor“, „Barbie“, „Ken“ und „Männliche Teenies“. Mit Hilfe dieser Kategorisierung kann ein statistisch signifikanter Zusammenhang zwischen den Typen und dem Geschlecht der Kinder sowie ihrem Migrationshintergrund nachgewiesen werden.

Wilke folgert aus den Ergebnissen der ersten Forschungsphase, dass Grundschul Kinder vermutlich bereits einen Musikgeschmack ausgebildet haben. Jedoch bleibe bei alleiniger Erhebung verbaler Präferenzen unklar, welche Rolle die tatsächlich erklingende Musik spielt und ob sich „hinter der Vorliebe für einen Interpreten [möglicherweise] nicht in erster Linie die Vorliebe für seine Musik, sondern eine Affinität zu seiner Figur [verbirgt]“ und mit der Figur des Interpreten „ein Identitätskonzept oder gewisse Attribute verbunden sind, die einer momentanen Lebensphase zusagen oder die für sozial erwünscht gehalten werden“ (ebd., S. 100).

Um dies herauszufinden, möchte Wilke im quantitativen Teil der Explikationsphase der Frage nachgehen, wie die verbalen Präferenzen aus den Fragebögen zu verstehen sind, als „klingende Präferenzen der Kinder für eine Musikrichtung/ein Genre“, als „verbale Präferenzen für die Figur des Interpreten bzw. für das durch ihn repräsentierte Genre“ oder als „individuelle, situative klingende Präferenzen, von denen sich nicht die Vorliebe für ein bestimmtes Genre oder einen bestimmten Interpreten ableiten lässt“ (ebd., S. 100). Hierzu werden (als Subsample der ersten Forschungsphase) in je zwei vierten Klassen einer städtischen Schule und zweier ländlicher Schulen klingende Präferenzen für die zuvor ermittelte Lieblingsmusik der Kinder sowie für unbekannte Lieder, die den beliebten und bekannten Liedern in „Sprache, Sound, Groove etc.“ (ebd. S. 103) ähneln sollten, erhoben. Ein deskriptiver Vergleich der Bewertungen von Originalen und Stellvertretern zeigt, dass die Kinder letztere durchschnittlich schlechter bewerten als die Originale, und dass in den Differenzen der Mittelwerte für Originale und Stellvertreter ähnliche Geschlechtsunterschiede bestehen wie bei den verbalen Präferenzen. Statistische Analysen, die den Zusammenhang der Bewertungen von Original und Stellvertreter auf Individualeben ermitteln (z.B. durch Korrelationen), hätten hier noch weitere Einsichten eröffnen können. Sowohl bei stark divergierenden als auch



bei ähnlich hohen Durchschnittswerten für die Bewertung von Original und Stellvertreter argumentiert die Autorin für eine große Bedeutung des Images der Interpretin oder des Interpreten der Originale (vgl. ebd., S. 108). Hierin wird deutlich, dass die empirisch gewonnenen Daten aus diesem Teil der Arbeit große Interpretationsspielräume offen lassen. Der Argumentationsgang von Wilke zur Stützung ihrer Interpretation ist plausibel, bedarf aber – wie sie selbst feststellt – weiterer empirischer und musikanalytischer Überprüfung. So bleibt aus meiner Sicht fraglich, ob beispielsweise *50Cent* und *Eminem* als „Rapper“ tatsächlich ein sehr ähnliches Identifikationskonzept bieten und ob diese etwaige Einheit des Konzepts vergleichbar ist mit der eines Identifikationskonzepts „Barbie“, das bei Wilke beispielhaft *Yvonne Catterfeld* und *Sarah Connor* repräsentieren. Besonders für musikpsychologische und musikwissenschaftliche Analysen bleibt aus meiner Sicht zu klären: Wie ähnlich ist sich die Musik der „Rapper“ und wie ähnlich die der „Barbies“? Bietet die Musik der „Rapper“ – z.B. wie Wilke vermutet durch den leicht erkennbaren Sprechgesang – relativ einheitliche musikalische (Erkennungs-)Merkmale, die der „Barbies“ hingegen nicht und welche Merkmale nutzen die Kinder tatsächlich für eine etwaige Zuordnung?

Am Ende der Forschungsarbeit zu den klingenden Präferenzen kommt Wilke zu dem Zwischenfazit: „Auch wenn die Klingenden Fragebögen die Frage, welche Rolle die erklingende Musik tatsächlich spielt, nicht hinreichend beantworten können, zeigt sich, dass im Fall der Vorliebe für Gangsta Rap auf jeden Fall *auch* die Musik von Bedeutung ist. Die Anfangsvermutung, dass es sich *nur* um Vorlieben für Medien-Figuren handelt und dass z.B. ein Fußball-Star, Profi-Boxer oder Schauspieler eine ähnliche Funktion erfüllen könnte, kann so nicht mehr aufrecht erhalten werden“ (Wilke, 2012, S. 120, Hervorhebung im Original).

Zeitlich verschränkt zur Erhebung der klingenden Präferenzen gelingt es Kerstin Wilke als Feldforscherin tief in die musikalische Welt jener Schulkasse ihrer Stichprobe einzutauchen, die den höchsten Anteil an Gangsta Rap Fans hat. In diesem, innerhalb der Arbeit als zentral und besonders erkenntnisreich hervorzuhebenden, qualitativen Teil der Explikationsphase möchte die Forscherin weiter ergründen „warum gerade Gangsta Rap so außerordentlich beliebt bei Jungen ist“ (ebd., S. 120), wie die Kinder mit ihren Musikpräferenzen umgehen und welches Erklärungsmodell sich für die Beliebtheit des Gangsta Rap bei Jungen mit Migrationshintergrund finden lässt. Hierzu begleitet Wilke die Kinder einer vierten Klasse über mehrere Woche in der Schule, führt mit ihnen Gespräche in und außerhalb des Unterrichts und ist als Forscherin an der Planung und Durchführung einer Unterrichtsreihe zum Thema Musikgeschmack beteiligt, die in der Organisation und Durchführung einer Klassenfeier mündet. Als Grundlage für die Auswertung ihrer Feldforschungsdaten bestehend aus Feldnotizen, Interviewtranskripten, Beobachtungen und Kinderarbeiten liefert Wilke einen kurzen Abriss zur Entstehung des Gangsta Rap und dem deutschen Gangsta Rap, der nicht als Beitrag zur popmusikwissenschaftlichen Stilforschung (miss)verstanden werden sollte, sondern als Hintergrundfolie für die Feldforschung dient. Durch offenes, axiales und selektives Kodieren des gesamten qualitativen Datenmaterials im Sinne der Grounded Theory

kommt Wilke zu drei zentralen Kategorien, die durch eine Hauptkategorie verbunden werden und nach der Forschungsphase der Abstraktion zu einer gegenstandsbezogenen Theorie zusammengeführt werden. Die Jungen der untersuchten vierten Klasse nutzen ihre Vorliebe für Gangsta Rap, um sich von ihren Eltern, den Mädchen und „den Kindern“ abzugrenzen (erste Kategorie: Abgrenzung). Im Gegenzug drücken sie hierin ihre Zugehörigkeit zu Freunden und Peers, zur Gruppe der „Großen“ sowie zur Kultur des Rap aus (zweite Kategorie: Zugehörigkeit). Als dritte Kategorie (Cool-Sein) wollen sie sich durch die Musik „cool“ fühlen und setzen sich mit der Figur des coolen Rappers auseinander. Neben der Musik dienen auch andere Aspekte wie Marken, Kleider und Accessoires als Abzeichen für dieses Cool-Sein. Als verbindende Hauptkategorie setzt Wilke zwischen diese drei zentralen empirischen Kategorien die „Inszenierung von Männlichkeit durch Gangsta Rap“ (Wilke, 2012, S. 188).

In der dritten Forschungsphase, der Abstraktionsphase, werden im Jahr 2010 erneut die verbalen Präferenzen von Drittklässlern analog zur Erhebung in Phase I ermittelt. Auf der Grundlage der Daten zeigt sich, dass im Zeitverlauf neue Medienfiguren an Bedeutung gewonnen haben und die zuvor herausgearbeiteten Identifikationsfiguren zum Teil an Bedeutung verlieren („Männliche Teenies“, „Ken“, aber auch „Der Rapper“), während neue hinzukommen („Dancehall“, „Atzen-Musik“, „Michael Jackson“). Ein Zusammenhang zwischen den Identifikationsfiguren und Geschlecht sowie Migrationshintergrund wird auf deskriptiver Ebene berichtet. Wilke schlussfolgert eine „Fluidität der Identifikationsfiguren“ und eine „Abhängigkeit von medialem Angebot“, die aber die generelle Nutzung der Medienfiguren im Prozess der Identitätsbildung als Orientierungsfolien grundsätzlich nicht in Frage stellt, sondern gerade zeigen soll, „dass Musikpräferenzen von Grundschulkindern auch unabhängig von modischen Trends zur Konstruktion von Geschlechtlichkeit funktionalisiert werden“ (Wilke, 2012, S. 211). Diese Abstraktion bedarf nach meiner Einschätzung in besonderem Maße weiterer empirischer Überprüfung. Im Zusammenhang mit den Daten aus Forschungsphase I ist ein interessanter Vergleich von Zeit- und Alterseffekten möglich. So scheint beispielsweise die zuvor als Alterseffekt interpretierte Zunahme an Nennungen medial vermittelter Musik von Beginn der dritten bis Ende der vierten Klasse unter Berücksichtigung der 2010 gewonnenen Daten eher als ein Zeiteffekt zu interpretieren zu sein.

Am Ende der empirischen Arbeit steht die Formulierung einer gegenstandsbezogenen Theorie zur Erklärung von Musikpräferenzen bei Jungen im Grundschulalter, die im Wesentlichen eine Verallgemeinerung des in der qualitativen Phase hergestellten Zusammenhangs darstellt. Männliche Rap-Fans funktionalisieren bereits im Grundschulalter ihre Musikpräferenzen im Zuge ihres (Geschlechts-)Identifikationsprozesses. Sie nutzen Musik, um Distinktion von den Eltern, den jüngeren Kindern und den Mädchen auszudrücken und wählen dazu „im medialen Aneignungsprozess hauptsächlich Phänomene mit deutlichen Männlichkeitsattributen aus“ (ebd., S. 213). Wilke vermutet aufgrund der Ergebnisse der Abstraktionsphase, dass dieses Erklärungsmodell auch für Jungen mit Vorlieben anderer Genres gilt, deren



Identifikationsfiguren deutliche Männlichkeitsattribute aufweisen, wie dies für „Dancehall“ in der Abstraktionsphase darlegt wird. Die musikalische Vorliebe ist dabei kein singuläres Phänomen, sondern die Kinder eignen sich autodidaktisch eine kulturelle Praxis an und setzen sich dabei auch kritisch mit den Identifikationsfiguren auseinander. Die „Übernahme von Kulturpraxis ist aber bei der untersuchten Altersgruppe noch brüchig“ (ebd., S. 124) und spielerisch. Die Entwicklung musikalischer Vorlieben findet damit nach Wilke in einem Spannungsverhältnis zwischen Determination und Eigenaktivität statt.

### Teil C

Zur Stützung ihrer gegenstandsbezogenen Theorie und für eine vertiefte Diskussion der Ergebnisse bietet Wilke im dritten und letzten Teil C ihres Buches unter der Überschrift „Musikpräferenzen im Spannungsfeld zwischen Eigenaktivität und Determination“ vier interessante Interpretationsangebote. Sie argumentiert dafür, dass Musikpräferenzen von Grundschulkindern zur Bearbeitung von Entwicklungsaufgaben dienen, dass sie einen Beitrag zur Identitätsarbeit leisten können, dass sie als popkulturelles Kapital verstanden werden können und zur Inszenierung von Männlichkeit eingesetzt werden.

Ein stärkerer Rückbezug der Studienergebnisse auf den musikwissenschaftlichen Diskurs, der im Buch nur sporadisch während der Ergebnispräsentation stattfindet, ist meiner Ansicht nach lohnenswert für zukünftige Forschungsvorhaben. Beispielsweise können die Befunde zur besonderen Bedeutung weiblichen bzw. männlichen Gesangs für geschlechtsspezifische Musikpräferenzen, wie sie sich in der qualitativen Feldstudie zeigen, einen Ansatz zur Erklärung für den gefundenen Interaktionseffekt zwischen Geschlecht der Singstimme und den geschlechtsspezifischen Unterschieden in den Musikpräferenzen von Grundschulkindern (Busch, Lehmann-Wermser & Liermann, 2009) bieten. Die qualitativen Daten geben auch Hinweise darauf, dass bereits Kinder in der zweiten Hälfte der Grundschulzeit, musikalische Konzepte von Musikstilen und Interpreten besitzen und beginnen alltagsmusikpsychologische Theorien aufzustellen (Behne, 1987).

### Fazit:

Kerstin Wilke eröffnet mit dieser sehr reichhaltigen Arbeit neue Perspektiven auf Musikpräferenzen von Grundschulkindern. Da in ihrer Arbeit genau genommen lediglich Präferenzen für Lieblingslieder untersucht wurden und diese auch nur von Kindern der dritten und vierten Grundschulklasse, beschränken sich die gewonnenen Erkenntnisse somit ausschließlich auf Präferenzen innerhalb des Idioms Popmusik und auf die zweite Hälfte der Grundschulzeit. Dennoch leistet ihre Forschung einen nennenswerten Beitrag zur Neuausrichtung der Musikpräferenzforschung bei Grundschulkindern, in der zukünftig besonders die Annahme einer überwiegenden Elternorientierung zumindest für die zweite Hälfte der Grundschulzeit weiter hinterfragt werden muss. Auch das Forschungsdesign ist in seiner Aufhängung an der Grounded Theory schlüssig dargestellt und stellt – trotz stellenweise sehr weit reichender

Verallgemeinerungen der empirischen Befunde – ein Beispiel wertvoller Vernetzung qualitativer und quantitativer Methoden dar. Wilkes flexibler und kreativer Umgang mit empirischem Datenmaterial führt einerseits zu einer schlüssigen Theorie und plausiblen Interpretationen, lässt aber andererseits – nicht zuletzt durch seine explorative und abduktive Prägung – viele interessante Frage zur empirischen Überprüfung für nachfolgende Untersuchungen offen.

## Literatur:

- Behne, K.-E. (1987). Urteile und Vorurteile: Die Alltagsmusiktheorien Jugendlicher Hörer. In H. de la Motte-Haber (Hrsg.), *Psychologische Grundlagen des Musiklernens, Handbuch der Musikpädagogik, Bd. 4* (S. 221-272). Kassel: Bärenreiter.
- Behne, K.-E. (1990). *Hörertypologien. Zur Psychologie des jugendlichen Musikgeschmacks* (2. unveränd. Aufl.). Regensburg: Bosse.
- Behne, K.-E. (2009). *Musikerleben im Jugendalter. Eine Längsschnittstudie*. Regensburg: ConBrio.
- Böhnisch, L. (2004). *Männliche Sozialisation. Eine Einführung*. Weinheim: Juventa.
- Busch, V., Lehmann-Wermser, A. & Liermann, C. (2009). The influence of music genre, style of singing, and gender of singing voice on music preference of elementary school children. *Proceedings of the 7th Triennial Conference of European Society for the Cognitive Science of Music*, p. 33-66.
- Dollase, R. (1997). Musikpräferenzen und Musikgeschmack Jugendlicher. In: D. Baacke (Hrsg.), *Handbuch Jugend und Musik*. Opladen: Leske+Budrich, S. 341-368.
- Gembris, H. (2005). Musikalische Präferenzen. In: R. Oerter & T. Stoffer (Hrsg.), *Spezielle Musikpsychologie*. Göttingen: Hogrefe, S. 279-342.
- Glaser, B. G., Strauss, A. L. (2010 [1967]). *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung* (3., unveränd. Aufl.). Bern: Huber.
- Hargreaves, D. (1982). Preference and Prejudice in Music. A Psychological Approach. In: *Popular Music and Society*, 8, 13-18.
- Müller, R. (1994). *Selbstsozialisation. Eine Theorie lebenslangen musikalischen Lernens*. In: K.-E. Behne, G. Kleinen & H. de la Motte-Haber (Hrsg.), *Musikpsychologie: empirische Forschungen - ästhetische Experimente*. Wilhelmshaven: Noetzel, S. 63-75.
- Rendtorff, B. (2003). *Kindheit, Jugend und Geschlecht. Einführung in die Psychologie der Geschlechter*. Weinheim: Beltz.

Troué, N. & Bruhn, H. (2000). Musikpräferenzen in der Vorpubertät. Wandel von der Elternorientierung zur Peergruppenorientierung. In: K.-E. Behne, G. Kleinen & H. de la Motte-Haber (Hrsg.): *Musikpsychologie – Die Musikerpersönlichkeit* (Band 15). Göttingen: Hogrefe, S. 77-86.

Schulten, M. L. (1990): *Musikpräferenz und Musikpädagogik. Ein Beitrag zur musikpädagogischen Grundlagenforschung*. Frankfurt am Main: Lang.

Schultheis, K. & Fuhr, T. (2006). Grundfragen und Grundprobleme der Jungenforschung. In: K. Schultheis, G. Strobel-Eisele & T. Fuhr (Hrsg.), *Kinder: Geschlecht männlich. Pädagogische Jungenforschung*. Stuttgart: Kohlhammer, S. 12-72.

## **Autorin:**

**Nicola Bunte**

Institut für Musikwissenschaft und Musikpädagogik

Fachbereich 9 - Kulturwissenschaften -

Postfach 33 04 40

28334 Bremen

Email: [bunte@uni-bremen.de](mailto:bunte@uni-bremen.de)

Zur elektronischen Version:

<http://www.b-em.info/index.php?journal=ojs&page=article&op=view&path%5B%5D=91&path%5B%5D=245>

URN: [urn:nbn:de:101:1-20211115250](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:101:1-20211115250)